

Das Unaussprechliche der Bilder: „Shanghai fern von wo“ von Ursula Krechel

1. Multiple weibliche Perspektiven auf den Orient

Ursula Krechel reiste 1980 das erste Mal nach Shanghai; zehn Jahre später noch einmal, um die noch vorhandenen Stätten der Emigration aufzusuchen. Es beginnt eine fast dreißig Jahre währende Beschäftigung mit deutschen und österreichischen Jüdinnen, die nach den Pogromen im November 1938 in dem fernen Exil-Ort Shanghai Zuflucht fanden. Sie hat viele Flucht- und Überlebensberichte gelesen, in europäischen und israelischen Archiven recherchiert, las Akten der Hilfsorganisationen und Konsulate sowie zeithistorische Abhandlungen und sprach mit Überlebenden. Zunächst war da ein undefiniertes Projekt, bis Mitte der 90er Jahre die vierteilige Hörfolge „Fluchtpunkte – Deutsche Lebensläufe in Shanghai“ (SWR 1996)¹, dann das Hörspiel „Shanghai fern von wo“ entstanden.

Ein weiteres Jahrzehnt später nun liegt der Roman gleichen Titels vor, Krechel erhielt viele Auszeichnungen dafür. In der Kritik wird er als Exilliteratur, als Tatsachenroman, als Forschungen zum Holocaust und auch als historischer Roman klassifiziert. Ich möchte ihn unter dem Aspekt des Reisens lesen. Das bedeutet in diesem Fall eine mehrschichtige Ausrichtung: Es handelt sich um Ursula Krechels Reisen und ihre poetische Spiegelung der erzwungenen Reisen jüdischer Menschen in die fremde Hafenstadt.

Diesen Roman als Reiseliteratur mit Schwerpunkt Orient zu klassifizieren, ist zugegebenermaßen problematisch, weil er mit den Kategorien dieser Gattung unzureichend analysiert werden kann. Aus diesem Grunde vorab einige Überlegungen zur modernen Orientalismusdebatte und zum Thema Frauenreisen in den Orient.

Reiseberichte von Frauen sind literarische Zeugnisse und Quellen des Kulturkontaktes. Sie geben Auskunft über Stand und Wandel der Bilder vom Ich und von der Imagination der Anderen. Sie positionieren die Menschen in Zeit und Raum, indem

¹ Publiziert in: Edith Koch/Friethjof Trapp (Hg.), Exil. Forschungen – Erkenntnisse – Ergebnisse, 27.Jg., Heft 2/2007

sie dem weiblichen Selbst einen Platz gegenüber dem Anderen zuweisen. Dadurch geben sie Auskunft über die Beschreibende, ihre Ideenwelt und Stereotype, zu deren Verfestigung sie gleichzeitig beitragen. Sie sind somit historische Zeugnisse, die bis in die Gegenwart wirken.

Bei dem Text „Shanghai fern von wo“ haben wir es mit Personen zu tun, die real nach Shanghai gereist sind und dort gelebt haben und deren Berichte teilweise vorliegen. Ursula Krechel vermischt aber ihre eigenen Eindrücke und Reflexionen mit diesen. Außerdem ist die Basis ein umfangreiches Tonbandprotokoll des Berliner Buchhändlers Ludwig Lazarus, das die Autorin im Archiv in Frankfurt/Main fand. Ludwig Lazarus war dem KZ und Gefängnis entronnen. „Ich bin ein guter Erzähler“, sagte Lazarus. Er sagte es zugleich herrisch und ironisch [...] er erzählte, was an den Rändern war, und die Ränder ufernten aus.“² Was nicht an den Rändern des Mosaiks war, wird Krechel ausfüllen. Lazarus fungiert als Schlüsselfigur, weil bei ihm und seinem Zeitungsverleih die Fäden zusammenlaufen. Er ist Vergewisserungsinstanz und Reflexionsmedium der Autorin. Er berichtet vom Ehepaar Tausig aus Wien, dem Kunsthistoriker Brieger, der zum Kreis um Benjamin gehörte und mit dessen Frau er ein Verhältnis hatte, von der Familie Rosenbaum, die sich eine kleine Handschuhproduktion errichtete, dem praktizierenden Mediziner Dr. Wolff und seiner Cousine Annette Bamberger, den Kommunisten Genia und Günter Nobel.

Mit Sensibilität nähert sich Krechel den problematischen, komplizierten Ich-Entwürfen und fügt Eigenes, Zeithistorisches hinzu. Diese Polyphonie bestimmt die Erzählperspektive und –position von Krechel und zugleich den Gestaltungs- und Erinnerungsmodus. Sie entfaltet ein „authentisches Andere“. Das charakterisiert den Roman als ein anspruchsvolles Buch, das hohe Anforderungen an die Lesegewohnheiten stellt.

Der Orient war schon früh für viele Dichter und Schriftsteller ein Ort der Inspiration. Prominentes Beispiel ist Goethes „West-Östlicher Diwan“. Edward W. Said bezeichnet im Vorwort seiner Studie von 2003 diesen Text und die Beschäftigung Goethes mit dem Orient als prägend für seinen Weltliteraturbegriff³. Das Konzept von Abendland und Morgenland sei ein Konstrukt des 18. Jahrhunderts, das noch andauert. Diese These ist auch für Krechels Text relevant.

² Ursula Krechel, *Shanghai fern von wo*, 3. Aufl., Wien 2009, S. 51.

³ Edward W. Said, *Orientalismus*, Frankfurt/M., 2009, Vorwort von 2003, S.414.

Im theoretischen Diskurs der Orientreisenden müssen außer Gender als Analysekat-
egorie und neben Klassen-, Rassen- und ethnischen Differenzen insbesondere die
religiösen einbezogen werden.

Ulrike Freitag (Direktorin des Instituts für Orientalismus), betont⁴, wie wichtig es in
unserem heutigen Zeitalter der Globalisierung ist, sich mit transnationalen und
globalgeschichtlichen Prozessen zu beschäftigen und zwar aus verschiedener
regionaler Herkunft und mit unterschiedlichen Perspektiven. Asiatische und afri-
kanische Geschichte sind immer noch Problembereiche. Sie schlägt eine neue
Forschungsrichtung vor, eine globalhistorische „Dezentrierung“ Europas und das
Suchen nach einer systematischen Verflechtungsgeschichte der Regionen
untereinander. Für Krechels Text ist genau diese multiple Perspektive charakte-
ristisch. Ihr intellektuell- künstlerisches „Experiment“ ist fern von schnellen Wertun-
gen, es enthält ein Potential für neue theoretische und methodische Fragen der
Literaturwissenschaft. Insofern bietet Shanghai als Translokalität einen Zugang zur
Geschichte globaler Verflechtungen.

Mary Louise Pratt's Studie „Imperial Eyes. Travel Writing and Transculturation“⁵ als
Teil der Diskussion um koloniale Diskurse konzentriert sich zwar vorwiegend auf
koloniale Begegnungen im 18., 19. und frühen 20. Jahrhundert, aber ihr Konzept „der
Kontaktzone“ bietet für Krechels Text ebenfalls einen produktiven Zugang.

Ich zitiere Pratt: „Eine ‚Kontakt‘ Perspektive betont, wie Subjekte in und durch
Beziehungen zueinander konstituiert werden. Diese Beziehungen zwischen
Kolonisierenden und Kolonisierten oder Reisenden und „Bereisten“ zeichnen sich
nicht durch Distanz und Apartheid (Rassentrennung) aus, sondern durch
Zusammenleben, Interaktion, gegenseitiges Verstehen und Handeln, das häufig
innerhalb radikal asymmetrischer Machtverhältnisse stattfindet.“⁶ In Shanghai waren
die Seiten leicht zu wechseln.

Ein solcher Vergleich ermöglicht es, Reiseberichte in einen allgemeinen
literaturwissenschaftlichen Rahmen zu rücken und sie als spezifische Dokumente
eines transkulturellen Prozesses der Fremdheitserfahrungen zu lesen. Durch eine
theoretisch fundierte Betrachtung sollen die literarisch-psychologischen und

⁴ Ulrike Freitag, Herausforderungen an die Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Globalisierung, in: 25 Jahre
historisches Kolleg. Rückblick, Bilanz, Perspektiven, hg. Von Lothar Gall, München 2006, S. 272-276.

⁵ Pratt, Mary Louise, Imperial Eyes. Travel Writing and Transculturation, New York 1992.

⁶ Zitiert nach Fredriksen, Elke, Der Blick in die Ferne- Zur Reiseliteratur von Frauen in : Frauen Literatur
Geschichte, hrsg. von Hiltrut Gnüg und Renate Möhrmann, Stuttgart 1999, S.150.

soziologischen Mechanismen der Selbst- und Fremdkonstruktion herausgearbeitet werden.

1938/39 gab es für die Juden, die vor dem Nationalsozialismus fliehen mussten und keine Visa erhielten, noch ein allerletztes Schlupfloch: die offene Hafenstadt Shanghai an der Ostküste Chinas. Wer das Glück hatte und eine Schiffspassage ergattern konnte, machte sich mit zehn Reichsmark in der Tasche und einem Koffer voller Erinnerungsstücke auf den Weg in eine ungewisse Fremde. Die meisten kamen aus Großstädten wie Berlin, Wien, Frankfurt, Breslau oder Hamburg.

Die um ihr Hab und Gut gebrachten jüdischen Flüchtlinge verbrachten neun Wochen eingepfercht im Schiffsbauch und voller Hoffnungslosigkeit, Angst und dem Bewusstsein, eine nicht zu kalkulierende Fremde zu betreten. Einige Reisende kamen auch mit der Transsibirischen Eisenbahn in verplombten Wagons über die UdSSR.

Shanghai war diesem Ansturm nicht gewachsen. Auch hier war gerade der Krieg der Japaner beendet worden, die Toten gerade begraben, der harte Kampf ums Überleben hatte begonnen. In dieser Situation wurde die Stadt ein riesiges, enges Auffanglager nicht nur für Juden, sondern für Flüchtlinge aus den verschiedensten Ländern.

Ab 1941 betreibt das Deutsche Generalkonsulat vor Ort seine antisemitische Propaganda auf Hochtouren. Shanghai soll – so planen es die Nationalsozialisten – eine Stadt ohne Juden werden. Die Japaner, die ihren Rassismus an den Chinesen mit verbrecherischer Gewalt ausgelassen hatten, sind zunächst nicht bereit, als Erfüllungsgehilfen deutscher Politik zu fungieren. 1943 wird daraufhin eine verklausulierte Verfügung erlassen, das bedeutet die Ghettoisierung aller jüdischen Flüchtlinge im Stadtteil Hongkuew. Jetzt müssen sie blaue Emailplaketten tragen mit der japanischen Aufschrift „Jude“.

Sozial und kulturell höchst unterschiedliche Lebensläufe, Mosaik aus Erinnerungen und Trauer, aus Heimweh und Angst, aus Fremdheitserfahrung und vager Hoffnung verbindet Ursula Krechel zu einem breit angelegten Panorama. Hier leben jüdische, russische, chinesische und kommunistische Flüchtlinge auf engstem Raum.

Aus ihren multiplen Blicken kultureller Differenz zwischen ihrer Vergangenheit und dem neuen Lebensraum ergeben sich viele Ambivalenzen, die Krechel nachvollziehend offenlegt.

Dem Konferenzthema verpflichtet, beschränke ich mich auf Franziska Tausig.

Franziska Tausig hat ihre Geschichte, die sich romanhaft fantastisch liest, auch selbst erzählt im Band „Shanghai Passage“⁷ Krechel zitiert aus diesem Text. Autobiographische Texte etwa die von Michael W. Blumenthal, der spätere US-Finanzminister und heutige Direktor des Jüdischen Museums in Berlin, sind aufschlußreich.

Der Katalog zur Ausstellung im Berliner Gropius-Bau von 1997 „Leben im Wartesaal“, Filme im Museum und Ulrike Ottingers Filmepos „Exil Shanghai“ belegen zwar ein gewachsenes Interesse an diesem Exilort, aber der Niederschlag in der Forschung ist marginal.

Auch die Präsentation von Shanghai im Jüdischen Museum ist eher spärlich.⁸ Shanghai liegt auch im Zeitalter der Globalisierung noch fern und die ca. 18. – 20.000 Geschichten sind unter allen Exil-Historien noch immer die unbekanntesten. Shanghai ist die fremdeste Fremde.

2. Das Konstrukt der Anderen

Ursula Krechel verortet sich auf sehr sensible Weise im Text. Es ist der weibliche Blick auf die Berichte und Protokolle, sie formuliert Fragen, mischt sich ein, ohne eifertig Antworten parat zu haben, füllt auch Lücken aus, die Lazarus lässt, etwa über Amy Rosenbaum und ihre lesbische Liebe zu Annette Bamberger. Eindringlich sind ihre Bilder, ohne dass sie Authentizität konstruiert. Ihr Ich im Text hat nicht die Position einer Wissenden, es ist ein ortloses Ich, ein „Ich ohne Gewähr“, wie Bachmann⁹ das nannte.

Das Unaussprechliche der Bilder immer wieder deutend, macht eines klar, Faschismus als unerledigte Vergangenheit, als nicht „Abgelebtes“ (Bachmann) erreicht die Gegenwart in vielen Facetten. Dass für Krechel der Bezug auf Stimmen und Bilder eine so große Rolle spielt, leitet sich aus dem Bemühen her, die Grenzen der Sprache zum Unnennbaren, d. h. Mehrdeutigen zu überschreiten.

Ebenso wie die Stimmen enthalten die Bildkonstrukte Momente nichtfixierten Wissens, bedienen sich einer Sprache jenseits von Begriffen, Benennungen, Festlegungen. Krechel spielt mit diesen Erinnerungsbildern. Diese Methode hat sie in scharfsinnigen Essays, vor allem aber in ihrem facettenreichen lyrischen Werk

⁷ Franziska Tausig, Shanghai Passage, Emigration ins Ghetto, 2. Aufl., Wien 2007

⁸ Eine Übersicht bietet Ariane Götz, Exil Shanghai, Über Fremdheitserfahrungen in Autobiographien

⁹ Ingeborg Bachmann, Wir müssen wahre Sätze finden. Gespräche und Interviews, München 1983, S. 4/218.

erprobt, z. B. in „Wir spielen heile Welt“ in „Technik des Erwachens“¹⁰. Sie bezeichnete das Dichten als Denken mit anderen Mitteln. Auch dass sie der westdeutschen Frauenbewegung nahestand, hat Spuren hinterlassen.

Franziska Tausig, Amy Rosenbaum oder Annette Bamberger sind Frauen, mit denen Krechel das von der Geschichte auferlegte Schweigen bricht. Sie erhalten eine Stimme, werden zu Subjekten des verschwiegenen Wissens.

Um den Kontakt zu den Übergängen zwischen Angst, Schrecken und Sprache zu den Fremdheitserfahrungen nicht aufzugeben, wählt Krechel eine Dramaturgie, die die Grenzüberschreitungen zwischen Realem und Imaginärem sprachspielerisch auslotet, sie selbst aber bleibt namenlos in dieser Trümmerspür jüdischer Geschichten.

Die Autorin bricht mit allen Selbstverständlichkeiten autobiographischen Skizzierens, indem sie die Dokumente benutzt, ergänzt, durchstreicht oder ironisch-kritisch kommentiert. Sie misstraut der Tonbandstimme. Das Erzähl-Ich ist nicht als personale Instanz identifizierbar. Es ist mit multipler Perspektive ausgestattet und in den unterschiedlichen Erinnerungs- und Erzählweisen anwesend und abwesend zugleich. Krechels Arbeit am Text ist einer archäologischen Arbeit vergleichbar, wie sie Benjamin im Text „Ausgraben und Erinnern“ beschrieben hat. „So müssen wahrhaftige Erinnerungen viel weniger berichtend verfahren als genau den Ort bezeichnen, an denen der Forscher ihrer habhaft wurde. Im strengsten Sinne episch und rhapsodisch muß daher wirkliche Erinnerung zugleich von dem, der sich erinnert, geben, wie ein guter archäologischer Bericht nicht nur die Schichten angeben muß, aus denen seine Fundstücke stammen, sondern jene anderen vor allem, welche vorher zu durchstossen waren.“¹¹

In diesem Sinne behandelt Krechel die Berichte aus dem Exil nicht als abgeschlossene. Im Interview mit mir begründete sie diese Poetik mit dem Verweis, dass sie nicht fotografiere, sie trage die Bilder im Kopf. Es ist ein „Sinken in eine tiefere Schicht“¹². Nicht mehr die Eindeutigkeit und Stabilität, die von einer geschlossenen Wahrnehmung und einem totalisierenden Weltbild ausgehen, bestimmen die Textsequenzen, vielmehr öffnen diese einen mehrdeutigen Raum, der jäh wieder geschlossen wird, um zugleich einen neuen zu öffnen.

¹⁰ Ursula Krechel, *Technik des Erwachens*, Frankfurt/ Main 1992, S. 57.

¹¹ Walter Benjamin, *Gesammelte Schriften*, hg. von Rolf Tiedemann und Herrmann Schweppenhäuser, Frankfurt/ Main 1980, Bd. IV, S. 400.

¹² Hannelore Scholz-Lübbering, Interview mit Ursula Krechel am 15.06.2009, unveröffentlicht.

Um sich selbst als ein intaktes - jüdisches - Ich in eine eindeutige Beziehung zu dem Exil „Woanders“ setzen zu können, sind Lazarus' Berichte auf einen Ort angewiesen. „Da die Figuren des ‚Juden‘ und der ‚Frau‘ als Verkörperungen des Anderen betrachtet werden können, richtet sich das Augenmerk – auf der Basis diakurstheoretischer Untersuchungen – besonders auf die literarischen Präsentationsformen und Symbolisierungsweisen, auf das Verhältnis von Auslöschung sichtbarer Differenzen und Sichtbarmachung des Anderen sowie die zentrale Bedeutung, die dem Körper dabei zukommt, wie auch auf die Szenarien und Topographien, in denen die Differenzen und die Vorstellungen vom Anderen zur Darstellung gebracht werden.“¹³

Die Kategorie des „inneren Anderen“ hat Todorov in seiner Studie „Die Eroberung Amerikas“¹⁴ eingeführt. Es handelt sich um die Fremde innerhalb der eigenen Kultur, wie es die Juden und Jüdinnen in Deutschland und Österreich nach 1933 erfuhren. Im Unterschied dazu spricht Todorov von den „extern Anderen“, den Angehörigen fremder Kulturen, die als exterritoriale ferne Fremde betrachtet werden können. Die Juden und die Frauen sind in Shanghai beides.

Blumenthal beschreibt in seinen Erinnerungen „Mit 13 Jahren nach Shanghai“ zunächst das „innere Andere“ als assimilierte Juden in Deutschland und die „extern Anderen“ in Shanghai. „Auf die Chinesen wurde mehr oder weniger herabgesehen. Man hielt sie für unkultivierte, ungebildete Analphabeten. [...] Chinesisch zu lernen oder sich mit der chinesischen Kultur zu beschäftigen war nicht gang und gäbe.“¹⁵ Seine Eltern besaßen eine Privat-Rikscha. Sie wohnten in der Französischen Konzession. Seine „Kontaktzonen“ waren die Rikscha-Kulis und Polizisten, er hatte keine chinesischen Freunde, obwohl er das sogenannte Straßenchinesisch lernte.

Etwa vier Millionen Chinesen wurden von wenigen europäischen Befehlshabern regiert. Diese Tatsache führte dazu, dass die jüdischen europäischen Emigranten sich als „intern und extern Andere“, als refugees, fühlten und es auch lebten. Sie blieben größtenteils unter sich, im Ghetto Hongkuew ohnehin. Sie waren keine homogene Gruppe, wurden aber von Außen so wahrgenommen. Die assimilierten Juden wurden von den orthodoxen osteuropäischen und den polnischen Yeshiva-

¹³ Sigrid Weigel, Frauen und Juden, in: Inge Stephan, Sabine Schilling, Sigrid Weigel (Hg.), Jüdische Kultur und Weiblichkeit in der Moderne, Köln-Weimar-Wien 1994, S. 334.

¹⁴ Tzvetan Todorov: Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen, Frankfurt/ Main 1985.

¹⁵ W. Michael Blumenthal, Mit 13 Jahren nach Shanghai, in: Heimat und Exil. Emigration der deutschen Juden nach 1933, Frankfurt/ Main 2006, S. 127-133.

Studenten als „Verräter“ beschimpft. Die politischen Ansichten und sozialen Gruppierungen waren extrem unterschiedlich.

Die chinesische Bevölkerung litt am meisten. Jährlich wurden mehr als 20.000 Leichen auf den Straßen gefunden, die häufigste Todesursache war Unterernährung.

(Mr. Bred. Tausig)

Die Macht der Bilder, der Wahrnehmungsmuster und Symbolisierungsweisen im Verhältnis von Eigenem und Fremdem und deren Wirksamkeit im Exil ist belegbar. Es geht um Texte als Archiv des „gesellschaftlich Imaginären“.

Forschungen zu dieser Thematik beziehen sich meistens auf Bilder externer fremder Kulturen (Orientalismus, Exotismus). Ein deutliches Defizit besteht aber in der Erforschung der Projektionen, Entwürfe, Symbolisierungen als Differenz zwischen dem „internen Anderen“ und dem „externen Anderen“.

3. Franziska Tausigs Blick auf den „fernen Osten“

1987 erst hat Franziska Tausig ihre Erinnerungen in „Shanghai Passage“ aufgeschrieben. Neun Jahre verbrachte sie im Exil, mit dem ersten Schiff kehrte sie nach Wien zurück, weil ihr Sohn aus dem Londoner Exil bereits dort lebte. Bewegend ist die Szene des Wiedersehens auf dem Bahnhof: „Entschuldigung, gnädige Frau, sagte er sichtlich verlegen, sind Sie vielleicht meine Mama?“¹⁶ Diese Begebenheit hat Krechel als Zitation übernommen.

Die biographische Ausgangssituation ist für Tausigs Wahrnehmungen der Fremde ausschlaggebend.

Franziska Tausig wird 1895 im rumänischen Temesvar geboren. Die Stadt gehörte bis zum 1. Weltkrieg zu Ungarn; hier lebte der mütterliche Teil der Familie. Sie verlebt ihre Kindheit und Jugend unbeschwert in Wien, ihre Familie ist wohlhabend. Mit 18 Jahren heiratet sie Aladar Tausig, einen ungarischen Rechtsanwalt. Er wird zum Militär einberufen und verwundet. Als Folge bleibt er auf einem Ohr taub. 1922 wird der Sohn, Otto Tausig, geboren. Nach dem „Anschluß Österreichs“ 1938 an das deutsche Reich gerät die Familie unter Druck. Ihren 16-jährigen Sohn konnten sie im selben Jahr als Betreuer mit einem von den Quäkern organisierten Kindertransport nach England schicken – ein Inserat machte es möglich.

¹⁶ Franziska Tausig, Shanghai Passage, 2. Auflage Wien 2007, S. 192.

Der Sohn, Otto Tausig, berichtet in seiner Autobiographie davon, dass der englische Inserent kleine, dünne Jungen suchte. Dem sexuellen Missbrauch entgeht er nur, weil er beides nicht ist.¹⁷ Nach seiner Rückkehr nach Wien arbeitet er u. a. als Regisseur am Wiener Burgtheater.

Infolge der Novemberpogrome wird Aladar Tausig verhaftet. Aufgrund gefälschter Schiffspassagen gelingt es seiner Frau, eine Freilassung zu erreichen mit der Auflage, Österreich in kurzer Zeit zu verlassen. Sie sahen zunächst keine Chance. In buchstäblich letzter Minute erhalten sie Schiffsplätze, weil am Vorabend die ursprünglichen Besitzer Selbstmord begingen.

Sie kommen völlig mittellos in Shanghai an. Den jüdischen weiblichen Flüchtlingen wie Franziska Tausig, Amy Rosenbaum und Annette Bamberger gelang die Integration ins Wirtschaftsleben – nur einem Zehntel der Emigranten gelang es insgesamt. Die Frauen in Krechels Text sind die Stärkeren, sie können sich den Bedingungen besser anpassen, organisieren das Nötigste klug.

Das größte Problem war die Sprache. So bleibt die chinesische Kultur ihnen fremd, weil sie die Sprache nicht kennen, ist Kommunikation schwierig. Nach Götz konnten nur ca. zehn Emigranten Chinesisch. Einer davon ist Robert Reuven Sokal, dessen Geschichte Schomann erzählt.¹⁸

Sofort bei ihrer Ankunft beschreibt Tausig die sichtbare Differenz zur Fremde. „Das Wasser des vorher tiefblauen Ozeans wurde plötzlich schmutzig gelbbraun, als ob wir in dickem Schlamm führen!“¹⁹ Dann beobachtet sie das Ufer: „Ein unsagbar schmutziger Junge trieb Wasserbüffel mit einem Stöckchen vor sich her. Er war der erste Mensch, dem wir in China begegnet sind.“²⁰ Sie riefen ihm Grüße zu. Er streckte ihnen die Hand entgegen. Sie warfen Kuchen. Gierig verschlang ihn der Junge. Das Bild der Ärmsten deckt sich mit vielen anderen Beschreibungen vom Leben der Chinesen in Shanghai.

Franziska Tausig lernt schnell, ihren europäischen Blick zu differenzieren. Zunächst entsetzen sie die übervoll mit Menschen geladenen Dschunken, niemand stört es, das ist mit ihren europäischen Denkmustern nicht vergleichbar.

In dem chinesischen Restaurant, in dem sie als Zuckerbäckerin arbeitet, sind weitere Kontaktzonen zu den Einheimischen. Unbewusst benutzt sie im Text die biologistischen Markierungsmerkmale für Chinesen: „In einer großen Küche starrten

¹⁷ Otto Tausig, Kasperl, Kummerl, Jud. Eine Lebensgeschichte, Wien 2005.

¹⁸ Stefan Schomann, Letzte Zuflucht Shanghai, München 2008.

¹⁹ Franziska Tausig, Shanghai Passage, 2. Auflage, Wien 2007, S. 91.

²⁰ Franziska Tausig, Shanghai Passage, 2. Auflage, Wien 2007, S. 91.

mich dann vierzehn Schlitzaugen neugierig an. In ‚Pidgin-Englisch‘ erklärte ihnen der Chef, dass ich die neue ‚Missi‘ sei, die von nun an mit ihnen arbeiten würde.“²¹ Im Verlauf der weiteren Zusammenarbeit beschreibt sie die chinesischen Arbeitskollegen als fleißig und als schnell dazulernend. „Die Chinesen lernten schnell Deutsch und wir stotterten noch nach sieben Jahren Brocken in Chinesisch.“²²

Eine weitere soziale Kontaktzone ist der Markt, auf dem Franziska Tausig mit ihrem Chef Waren einkaufen soll. „Alles sah anders aus als auf den europäischen Märkten.“²³ Sie beobachtet die kulturelle Differenz und kann sich nur teilweise damit arrangieren. Sie vermisst Milch, statt Kalbfleisch gibt es Thunfisch.

Als die Tausigs aus ihrer kleinen Kammer umziehen müssen, weil die Straße als Bordell hergerichtet wird, beschreibt Franziska Tausig die ungeheure Tragik einer chinesischen Prostituierten. Eine schöne, junge Chinesin im „matt lackierten chinesischen Seidengewand“ fuhr täglich mit ihrer „Puffmutter“ auf den Markt, um sie dort Matrosen oder reichen Kaufleuten anzubieten. Tausig vergleicht sie mit der Schönheit der ägyptischen Königin Nofretete. „Um vom Leben und Tod Nofretetes zu erzählen, musste ich viele Jahre vorgeifen, Ereignisse wie einen Felsblock vor mir herschieben, bis sie hinunterfielen in jene Schlucht, die wir Erinnerung nennen.“²⁴

Diese Geschichte kann nur von einer Frau erlebt und erzählt werden. Die Annäherung war schwierig; Nofretete wollte zunächst nicht sprechen. „Missi, du kannst doch nicht mit mir sprechen, ich bin schlecht.“²⁵ Tausig bleibt hartnäckig, ein freundschaftliches Verhältnis entwickelt sich. Sie lernt die Elendswohnung der Eltern kennen. Es wimmelte von kleinen Geschwistern, ihre Mutter war eine früh gealterte, von schwerer Arbeit gekennzeichnete Frau, der Vater ein kranker Invalide, ehemaliger Rikschafahrer, der nicht mehr laufen konnte.

Nofretete hielt die Familie über Wasser und träumte von einem kleinen Handel. Es sollte anders kommen. Am Todestag von Aladar Tausig besuchte Nofretete die Witwe und brachte köstliche Speisen mit. Auf dem Hof zelebrierte sie eine chinesische Totenmesse. Sie zündete Goldpapiergeld, Stroh und Papier an und verneigte sich in tiefer Ehrfurcht vor dem Toten. Daraufhin wird Franziska Tausig von vielen

²¹ Franziska Tausig, *Shanghai Passage*, 2. Auflage, Wien 2007, S. 99.

²² Franziska Tausig, *Shanghai Passage*, 2. Auflage, Wien 2007, S. 99.

²³ Franziska Tausig, *Shanghai Passage*, 2. Auflage, Wien 2007, S. 101.

²⁴ Franziska Tausig, *Shanghai Passage*, 2. Auflage, Wien 2007, S. 113.

²⁵ Franziska Tausig, *Shanghai Passage*, 2. Auflage, Wien 2007, S. 110.

Emigranten wegen „ihres Umgangs mit niederem Gesindel“²⁶ gemieden. Nicht nur in diesem Fall nutzt sie ihren Fremdenstatus und setzt sich über gesellschaftliche Konventionen hinweg. Tausig macht nicht die chinesischen Menschen, sondern soziale Missstände für den Mädchenhandel verantwortlich.

Als sie schon wieder in Wien lebte, erreicht Franziska Tausig die Todesnachricht von Nofretete. Sie sei mit dem Pendeldampfer bis zur Mündung in den Ozean gefahren, hatte einen Kranz weißer Rosen auf ihr Haupt gesetzt und sei singend und betend in das Meer gegangen. Franziska Tausig wird jetzt jene chinesische Totenmesse für sie im Lichthof in Wien wiederholen.

Im Kontakt zur chinesischen Nachbarsfamilie kann sie weitere Einblicke in die chinesische Kultur gewinnen. Es kommt in diesem Zusammenhang zu einem typischen transkulturellen Missverständnis, das Tausig die Unvereinbarkeit vieler von ihr als universal gültig interpretierter Handlungsanleitungen deutlich macht.

Die Frau des Nachbarn, Frau San Ho Sün, vertraut ihr an, dass sie keine Kinder bekommen könne. Sie habe alles versucht, erfolglos. Die chinesische Familie erwarte aber von ihr, dass sie einen männlichen Nachkommen gebäre. Auf die erstaunte Frage Tausigs, ob sie denn keinen Arzt aufgesucht habe, erzählt sie von vielen Konsultationen bei chinesischen Ärzten, die eine Augendiagnose vorgenommen und sie nach chinesischer Medizin mit Kräutertees und Pillen versorgt hätten. Tausig bietet ihr an, die Vermittlung eines guten europäischen Frauenarztes zu arrangieren. Frau San Ho Sün muss ihren Ehemann um Erlaubnis fragen, und er besteht darauf, dabei zu sein. „Dann kam der Arzt. Er bat um einen Tisch, auf den er die Patientin drauflegen konnte. ‚Wozu einen Tisch‘, fragte der Ehemann den Doktor.“²⁷ Es kommt zum Handgemenge, weil er diese Untersuchungsmethode ablehnt. Auch an dieser Stelle unterlässt es Tausig, das Geschehene generalisierend zu werten. Und doch wird deutlich, dass sie nicht verstehen kann, wie gesellschaftliche Normen es einer Frau zwar verbieten, die Ursache für die Kinderlosigkeit untersuchen zu lassen, es aber gleichzeitig legitimieren, sie aufgrund dieser Kinderlosigkeit durch eine andere Frau zu ersetzen. Frau San Ho Sün musste das Ehebett verlassen, richtete das Hochzeitsfest aus und stickte sogar das Hochzeitskleid der neuen Frau. Franziska Tausig sah, wie sie litt und hörte sie abends weinen.

²⁶ Franziska Tausig, *Shanghai Passage*, 2. Auflage, Wien 2007, S. 78.

²⁷ Franziska Tausig, *Shanghai Passage*, 2. Auflage, Wien 2007, S. 127.

Durch das anekdotische Erzählen von „Nofretete“ oder Frau San Ho Sün veranschaulicht Tausig überzeugend die Position der Frau in der chinesischen Gesellschaft. Mit einer Selbstverständlichkeit wird erwartet, dass die Frau ihre eigenen Ansprüche ganz dem Wohl der Familie unterordnet. Die Beschreibung dieses Phänomens ist in keinem anderen Bericht so detailreich zu finden. Vor allem Tausigs emphatischer Blick auf die Einzelschicksale stellt das chinesische Familienkonzept nachdrücklich in Frage.

Bemerkenswert ist auch der sich vollziehende Geschlechterrollenaustausch unter den Emigranten, der besonders das traditionelle Selbstverständnis der Männer in eine Krise brachte.

Das durch die Sprachbarriere entstandene Informationsvakuum und die durch die kulturelle Unvertrautheit hervorgebrachte Auflösung heimatlicher Sinnwelten schlagen sich in einem tiefen Ohnmachtsgefühl nieder. (Bombe auf Hiroshima)

Über das Ende der japanischen Besatzung freut sich Tausig, weil ihr Exil dem Ende naht, sie teilt aber gleichzeitig die Freude der chinesischen Bevölkerung. „Und die Chinesen richteten sich auf wie Blumen, die nach einer großen Dürreperiode zum ersten Mal wieder im Regen stehen.“²⁸ Die Fremden sind ihr im Laufe der Jahre, in denen sie unter ihnen gelebt und mit gelitten hat, so vertraut geworden, dass sie zu ihnen ein emotionales Verhältnis aufbauen konnte.

Tausigs Erfahrungen kultureller Fremdheit vor Ort als „innere und exterritorial Andere“, deren Standort die Unvertrautheit ist, beinhalten sowohl Wahrnehmungen sichtbarer Differenz („Schlitzaugen“) als auch das Erleben unsichtbarer Unterschiede (Frauenarzt und zweite Hochzeit). Die ideologische Simplifizierung „Schlitzaugen“ ist dem heimatlichen Auslegungsschema gemäß als „fremd“ zu werten. Trotzdem kommt es nicht zu Stigmatisierungen oder Etikettierungen. Sie ist sich voll bewusst, dass ihr europäisches kulturelles Deutungsmuster unzureichend für die chinesische Fremde ist.

Sie erzählt situationsgebunden, rhapsodisch. Ihre Fremdheitskonstruktionen bleiben inhaltlich, ohne sich funktional in den Gesamttext einzufügen. Tausig berichtet über viele Vor-Urteile, ohne ein Urteil zu konstruieren. Sie beschreibt die negativen Beispiele von Wahrnehmung wie den Menschenhandel oder die Vielzahl der Dieb-

²⁸ Franziska Tausig, *Shanghai Passage*, 2. Auflage, Wien 2007, S. 115.

stahldelikte, verantwortlich dafür macht sie nicht die fremde Kultur, sondern gesellschaftliche Zustände.

Sie erwirbt im Laufe ihres Aufenthaltes ein handlungsorientiertes und –basiertes Wissen über ihren neuen Exilort. Es entsteht teilweise sogar Vertrautheit, dadurch kann Tausig die zwischenmenschlichen Beziehungen „verheimaten“. Der Lehrjunge der Familie, San Lün, hieß „Lanzea“; „Ich sprach den sehr gebräuchlichen chinesischen Vornamen Lanzea auf Wienerisch ‚Lanser‘ aus.“²⁹ Das lässt sich als Nähe und Vertrautheit zur chinesischen Umgebung lesen.

²⁹ Franziska Tausig, *Shanghai Passage*, 2. Auflage, Wien 2007, S. 127.